

Die Schuld des Ohrwurms

Autor(en): **Vivanti, Annie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **2 (1926)**

Heft 28

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schuld des Ohrwurms

ERZÄHLUNG VON ANNIE VIVANTI

(Nachdruck verboten)

«... und plötzlich dreht sich alles um mich, so daß ich mich an irgend etwas fest anhalten muß, um nicht umzufallen. Mein Herz klopft so stark, daß ich zu ersticken fürchte und dann setzt es plötzlich ganz aus... hörst du?»

Lilly reichte der Freundin ihren zarten Puls, die ihn mit ihren behandschuhten Händen ergriff. Fühlst du es? Nach jedem zehnten oder zwölften Schlag macht das Herz einen Sprung, um dann plötzlich ganz auszusetzen... Dieser Augenblick, wo das Herz so plötzlich still steht, nimmt mir den Atem.

«Eins, zwei, drei, vier, fünf» — zählte die Freundin — «halt! Du hast recht! Jetzt setzte der Herzschlag aus.»

«Und dazu kommen noch tausend andere Störungen. Es rauscht mir in den Ohren, wie der tiefe Ton einer Baßgeige, hört auf, rauscht dann weiter; es flimmert mir vor den Augen...»

«Mein Gott! Und was tust du gegen alle diese Uebel?»

«Ich weiß nicht recht, was ich tun soll,» seufzte Lilly, «der Arzt hat mir eine Jodkur verschrieben und einen Aufenthalt im Gebirge.» Ein kurzes Schweigen. Von der großen Azalee inmitten des Tisches fallen langsam einige Blätter auf den roten Teppich.

«Mein Liebling,» sagte Flora und nahm aus ihrem Täschchen ein goldenes, wappengeschmücktes Zigarettenetui, «meiner Ansicht nach brauchst du ganz etwas anderes.»

«Hältest du nichts von dieser Kur?» fragte Lilly, ein wenig beunruhigt.

Flora wählte eine Zigarette, prüfte sie an ihrem Etui, zündete sie an und blies eine große Rauchwolke gegen die Zimmerdecke.

«O doch! Geh nur ins Gebirge und nimm dein Jod. Aber nimm auch noch einen Liebhaber dazu!»

«Was sagst du?» rief Lilly entsetzt. «Einen Liebhaber! Was für eine Idee! Und weshalb denn?»

«Meine Liebe,» sagte Flora und beugte ihr grazioses Köpfchen in der grünen Samtjacke aus der Rue de la Paix nach rückwärts, «weil es gut für die Nerven ist, gut für den Teint und gut für den Charakter; man muß ihn nehmen wie eine Medizin. In einem gewissen Alter nimmt man — ebenso wie man eine xbeliebige Kur machen würde — einen Geliebten.»

«Wie zynisch du bist,» sagte Lilly. «Und wie unmoralisch.»

«Nein, nein!» widersprach Flora — «im Gegenteil, ich bin einfach und aufrichtig. Und wenn du um dich blickst, mußt du mir recht geben. Frauen, die nicht geliebt werden, verlieren ihre Schönheit.»

«Du sagst schreckliche Sachen!» sagte Lilly und betrachtete die Freundin mit irritierten Blicken.

«Du — du bist krank und wirst häßlich werden,» fuhr Flora fort, «nur weil dich niemand liebt.»

«Aber das ist doch nicht wahr! Mein Mann... Flora unterbrach sie, indem sie mit der geschlossenen langfingerigen Hand die Geste der altindischen Götter machte. «Sprich mir nicht von deinem Mann! Du willst mir sagen, daß er dich anbetet. Ich weiß es. Aber das gehört ganz wo anders hin. Ich spreche nicht von Familiengefühlen.»

«Ich versichere dich, daß Alfred...»

Flora wiederholte die Bewegung des alten Buddha. «Wie lange bist du verheiratet? Deine Elsa ist so elf Jahre alt, wenn ich nicht irre.»

«Seit dreizehn Jahren macht Alfred mich zur glücklichsten Frau,» sagte Lilly verletzt, mit blassen, bebenden Lippen.

«Ich weiß, ich weiß,» antwortete Flora. «Alfred ist ein Engel, aber das ändert nichts an den ewigen Gesetzen der Natur. Physiologisch kann die Liebe — das, was die Natur eben unter Liebe versteht — nicht länger als vier Jahre dauern. Folglich führst du seit 9 Jahren ein unvollkommenes, anormales Leben.»

«Was für Dummheiten, was für Ketzereien du sprichst!»

«Das sind keine Dummheiten! Ich habe das alles von einem Arzt, einem Neuropathologen, der in Paris, in Deutschland und Holland studierte, und der alles weiß. Er führte mich in sein Laboratorium und zeigte mir menschliche Gehirne. Eben der versicherte mir, daß die Nervenzellen, das Neurolemma nach vier Jahren...» Und Flora begann einen langen, wissenschaftlichen, realistischen Vortrag.

Aber Lilly hörte ihr nicht zu. Ihre verstörten Augen waren auf die Azalee gerichtet und ihre leise zu Boden fallenden Blätter.

«Übrigens,» schloß Flora, «brauchst du dich nur umzusehen. Da ist z. B. Mary Grave: sie ist dreißig Jahre alt und sieht aus wie fünfzig. Betrachte Vally Forest: die ist noch jünger und wird von Tag zu Tag geiziger, mürrischer und

bigotter. Dann Margarete von Fröhlich: sie ist jünger als wir und sieht wie eine Mumie aus. Lauter tadellose, aber unglückliche Frauen. Und betrachte dich selbst im Spiegel! Du hast das gelangweilte Gesicht der Frauen, die fern von der Liebe leben.»

Lilly lachte. Sie war aufgestanden und blickte in den Spiegel über dem Kamin. Flora folgte ihr und legte ihr den Arm um die Schultern.

«Habe ich nicht recht? Du bist dürr und vertrocknet! Hast tote Augen, eine glanzlose Haut und glanzloses Haar. Du bist ohne Leben und ohne Elektrizität. Wenn du so weiter machst, wirst du in fünf Jahren eine Ruine sein.»

Wieder lachte Lilly, aber es war ein Lachen ohne Fröhlichkeit.

«Und jetzt, bitte, betrachte mich! Hab ich ein gelangweiltes Gesicht! Und mein Haar! Wenn

«Hasse mich nicht, kleine Lilly, bitte, hasse mich nicht!»

«Ich hasse dich nicht,» sagte Lilly. «Aber ich will zu vergessen suchen, was du mir sagtest!»

«Gut,» sagte Flora. «Aber ich will nicht, daß du verblüht und verkümmerst.»

II.

«Verblühen und verkümmern — diese beiden traurigen Worte gingen Lilly einige Tage nicht aus dem Kopfe. Jedesmal, wenn sie in den Spiegel blickte, sagte sie zu sich: «Du verblüht und verkümmerst.»

Aber dann kamen die vielen häuslichen Pflichten, die Pflege von Mann und Kind. Das brachte sie auf andere Gedanken.

Und dann die Spaziergänge mit Elsie. Die

Vor ihnen ging Elsie am Arm einer kleinen Freundin. Amalong bewunderte das schöne, lange, gelockte Haar der Kleinen.

«Dieses Kind wird Ihnen in einigen Jahren viel zu schaffen machen,» setzte er, zu Lilly gewendet, hinzu.

Ohne zu wissen weshalb, fühlte sich Lilly durch diese Bemerkung unangenehm berührt, und sie verabschiedete Amalong einige Augenblicke später. Groß und gerade stand er unbedeckten Hauptes vor ihr in der Sonne und hielt einige Augenblicke ihre Hand fest in der seinen. «Würden Sie morgen mit mir im Exzelsior frühstücken?»

Lilly schüttelte den Kopf. «Wie Sie wollen. Ich bin auf jeden Fall dort,» sagte das Institut de Beauté mit einem bedeutungsvollen Blick.

Lilly rief Elsie zu sich, grüßte und ging nach Hause.

Als sie sich zu Hause den Hut abnahm und dabei in den Spiegel blickte, fand sie sich schön. Den Rest des Nachmittags verbrachte sie damit, ihr Gesicht zu massieren und sich die Nägel zu polieren. Um sieben Uhr machte sie sorgfältig Toilette und zog ein gelbschwarzes Kleid an, das sie schon lange nicht getragen hatte.

«Du siehst aus wie das Reklamebild einer Sektmarke,» hatte Alfred zu ihr gesagt, als sie es zum erstenmal angezogen hatte und in französischer Sprache hatte er hinzugefügt: *troubante et é moustillante*.

An diesem Abende aber kam Alfred nicht nach Hause. Von seinem Büro aus telephonierte er, daß er mit einem Abgeordneten bei Sacher zu sprechen habe und deshalb nicht zum Speisen nach Hause käme.

Lilly in schwarz und gelb aß allein mit Elsie, die sehr unartig war, weinte und noch vor dem Dessert schlafen geschickt wurde.

Lilly ging ein wenig im Salon auf und ab, spielte ein wenig Klavier und las ein wenig die Zeitung, rechnete dann mit der Köchin ab und zog das schwarzgelbe Kleid aus und ging zu Bett. Das Leben erschien ihr hohl und langweilig, und in dieser Nacht hatte sie nach langer Zeit zum erstenmal wieder Ohrensausen und Herzklopfen.

Alfred war mit seinem Abgeordneten auf keinen grünen Zweig gekommen. Die Küche im Hotel Sacher war verabscheuungswürdig, seit die alte Sacher in England eine Vorliebe für Curry gefaßt hatte und alle Saucen damit würzte. Alfred konnte daher nicht viel essen, verdaute schlecht und kam sehr mißgestimmt nach Hause. Er wollte sich von Lilly trösten lassen, fand sie auch noch wach, aber kalt und sarkastisch und absolut ungläubig, was den Abgeordneten betraf.

«Was denn für ein Abgeordneter? Um Gotteswillen. Sprich nicht in einemfort von deinem Abgeordneten.» «Ja, aber wovon soll ich denn sprechen?» brummte Alfred und nahm die Krawatte ab. «Vielleicht vom Curry?»

Worauf Frau Lilly sich umwandte und sich in ihre Kissen vergrub. «Ich kenne diese Frau Sacher! Eine hysterische Person, die Jagd auf dich macht. Und du fühlst dich geschmeichelt und machst ihr den Hof.»

Der indische Curry ist ein schlechter Freund. Alfred stampfte mit dem Fuß auf, verließ das Schlafzimmer, um im Gastzimmer zu übernachten, das neben dem Badezimmer lag. Er ließ das Fenster offen und ging zu Bett.

Durch eines der offenen, von Epheu umrankten Fenster kroch während der Nacht ein abenteuerliches Insekt — ein Ohrwurm — in das Zimmer, tastete sich im Dunkeln die Wände entlang, wandte den Kopf beobachtend nach rechts und links und wetzte die scharfen Reißzangen. Kroch dann durch die angelehnte Tür in das Badezimmer, fand, daß die leuchtend weiß gekachelte Wand seinen Schritten eine unangenehme Unterlage bot, und beiläufig, ein dankbareres Feld für seine Tätigkeit zu suchen, das er in einem Badeschwamm fand, der angenehm weich und von einer feuchten Kühle ihm eine Unzahl schattiger Korridore zur Verfügung stellte. Eilfertig kroch er in einen derselben und nistete sich dort ein, ohne eine Ahnung zu haben, welche wichtige Rolle im Lebensspiel zweier Menschen das Schicksal ihm zugedacht hatte.

Am nächsten Morgen wachte Lilly früh auf, brachte es aber nicht über sich, die Augen zu öffnen. Noch ganz der Leuchtkraft ihrer Träume unterworfen, schreckte sie vor der grausam nüchternen Realität der wirklichen Dinge zurück. Das Klopfen der Teppiche im Hof, das Kommen und Gehen über ihr und das Rücken der Möbel erfüllten sie mit Widerwillen. Un-

(Fortsetzung auf Seite 6)



Huzette Duflos

als Marshallin im Film «Der Rosenkavalier» der diese Woche im Zürcher Stadttheater vorgeführt wird

ich mich kämme, knistern die Haare und sprühen Funken. Jedes einzelne Haar ist eine elektrische Batterie! Und meine Augen! Und der Mund, wie ist er lebendig! Glaube mir, das verdanke ich nur Paul Amalong. Paul ist mein Institut de Beauté.»

«Paul Amalong?» Lilly betrachtete die Freundin mit erstaunten Augen. «Entschuldige, aber... wir glaubten alle... es wäre Graf Leroux!»

«Vergangenes Jahr...» sagte Flora mit ernster Miene — vergangenes Jahr waren es vier Jahre, folglich war die Zeit gekommen, den Liebhaber zu wechseln. «Aber weshalb? Er war dir doch ergeben! Und eure Musik.»

«Ich sagte dir doch schon, weshalb. Wegen der Theorie meines Arztes. Vier Jahre waren um, er hatte seine therapeutische Mission erfüllt und kam als Medizin, als Gegenmittel gegen die Aklerose nicht mehr in Betracht.»

«Du bist ein Ungeheuer!» sagte Lilly. Die andere lachte und erhob sich. Lilly geleitete sie zur Türe.

Bevor sie fortging, wandte Flora sich um, nahm das schmale Gesicht ihrer Freundin zwischen ihre Hände, und ihr in die Augen blickend, sagte sie:

brachten ihr die Ueberzeugung, daß sie weder verblüht, noch verkümmert sei... denn die Blicke der Männer folgten ihr mit unerschämter Beharrlichkeit und auch die Frauen studierten und analysierten sie mit schmeichelter Mißbilligung.

Die Kur, die ihr der Arzt verschrieben hatte, wirkte Wunder. Lilly litt jetzt weder an Herzklopfen, noch an Arrhythmien, noch an Schwindel, und das Leben schien ihr wert, gelebt zu werden.

Flora war mit ihrem Mann nach Sizilien gereist, und Lilly war froh, sie nicht mehr zu sehen.

Eines Tages begegnete sie draußen in den Reiteralleen Paul Amalong. Er lehnte an einem Baum und beobachtete die Reiterinnen, die in leichtem Trab an ihm vorbeirrten. Bei dem Gedanken, daß Flora ihn ihr Institut de Beauté genannt hatte, lächelte sie über das ganze Gesicht.

Der junge Amalong bemerkte sie, grüßte und, von ihrer Fröhlichkeit ermuntert, bat er um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen.

Sie sprachen von Pferden, von Bekannten und den modernen Tänzen; er erwähnte, daß er am nächsten Tage zu einem Konzert ins Grand Hotel gehen wolle. Dann sprachen sie von Flora. Lilly lachte und Amalong lächelte.



Die beliebte Solotänzerin Eva Held vom Großen Schauspielhaus in Berlin bei der täglichen Selbstmassage zur Erhaltung der schlanken Linie Photos Sonderhoff

(Fortsetzung von Seite 3)

deutlich, wie im Nebel, fühlte sie, daß an der Pforte des Tages unangenehme Dinge ihrer harrten, und daß es weit besser wäre zu schlafen, als wach zu sein.

Das Teppichklopfen irritierte sie immer mehr und dazu begann auch noch die Tochter des Ingenieurs der Nachbarwohnung ihre Akkordübungen.

Lilly seufzte und öffnete die Augen. Sie war wach.

Irgend etwas Unangenehmes lastete auf ihr. Was war es nur? Richtig — Alfred! Alfred war nicht zum Speisen nach Hause gekommen — und als er dann heimkam, war er unförmlich und unsympathisch gewesen... Die Sacher!... Ja, wegen dieser Sacher! Und sie hatte den ganzen Nachmittag ihre Nägel poliert und war den ganzen Abend allein gewesen. Von vier Uhr nachmittags bis Mitternacht, — acht verlorene Stunden, die niemals wiederkehren würden. — Welche Verschwendung, welche Vergewundung! In ihrem Alter müßte jede Stunde gezählt und gewogen werden, da ging es nicht an, den dritten Teil des Tages zum Fenster hinauszuerwerfen.

In ihrem Alter!... Verhaßte Worte! Und dabei hatte sie das Gefühl, als hätte sie noch gar nicht zu leben begonnen.

Und so wie ein Ertrinkender das nächste beste Brett ergreift, um sich zu retten, so flüchteten sich ihre Gedanken zu Alfred. Alfred war gut und liebte sie; Alfred würde sie immer lieben. Die Sacher interessierte ihn gar nicht; die Sacher war nur ein Vorwand für Lilly, sich an Alfred zu rächen, wenn sie, so wie gestern, das Bedürfnis nach Sturm und Streit hatte. Und schnell erhob sich Lilly und zog sich an.

Alfred hatte in dem fremden Bette mit den Erinnerungen an den Abgeordneten, den Curry

und Lillys ungerechte Beschuldigungen schlecht geschlafen; er stand später auf als gewöhnlich und ging schnell und zornig in das Badezimmer. Das Bad war bereit, der Gasofen brante, das Kölnwasser stand in erreichbarer Nähe und siehe — sein Aegerger verrauhte, Lilly hatte bereut und leistete Abbitte. Lilly war ein Engel, die Sacher aber eine Bestie —, die ihm in indischen Curry servierte und einen Abgeordneten, der noch unverdaulicher war.

Als wären die Pantoffeln Frau Sacher — warf er sie in verächtlichem Schwung von sich ab als wäre es der Abgeordnete und beschloß, gleich nach dem Bade Lilly die Hand zu küssen, um Verzeihung zu bitten und ihr zu sagen, daß er sie anbe.

Und wie er es immer machte, nahm er den Schwamm, tauchte ihn in die Wanne und wusch sich zuerst das Gesicht. Er fühlte auf der Wange etwas laufen und schlug sich mit der Hand ins Gesicht. Was war es nur?

Alfred blickte in den Spiegel. Ein Ohrwurm, der offenbar aus dem Schwamm gekrochen war.

«Schweinierei!» brüllte Alfred, warf den Schwamm von sich und knipste das Tier weg, das über den Hals zum Ohr hinlief. Seine Haut spannte sich. Er fühlte nicht nur Ekel, sondern auch Angst. Eine alte Magd hatte ihm einmal erzählt, daß diese Tiere in die Ohren hineinkriechen und die Leute zum Wahnsinn brächten. Er hatte diese schenflische Geschichte nie vergessen.

Wo war das abscheuliche Insekt hingekommen? Verschwunden! Aber wohin? Alfred untersuchte seine Ohren, stampfte mit seinen bloßen Füßen auf den Badeteppich und stieß eine Verwünschung nach der anderen aus. Er läutete dem Mädchen und schrie aus der geschlossenen Tür: «Das Haus ist ein Schweinstall! Die Schwämme sind voll von Insekten. Es ist eine wirkliche Schand!»

Er verzichtete auf sein Bad, küßte seiner Frau weder die rechte noch die linke Hand und ging nicht einmal in das Speisezimmer, wo Lilly und Elsie ihn zum Frühstück erwarteten. Er stampfte wütend zum Hause hinaus und trank in einer Bar einen entsetzlichen Kaffee.

Zu Mittag kehrte er zerknirscht und büßfertig nach Hause zurück, fand aber keine Lilly vor, sondern nur Elsie in Tränen und mit zerrauten Haaren. Mama war um elf Uhr fortgegangen und hatte gesagt, sie würde erst am Abend zurückkommen.

Der Ohrwurm verbrachte — nachdem er seine Mission erfüllt hatte — einen fieberischen Tag unter der Badewanne und kehrte bei Nacht wieder in seinen Epheu zurück, wo er, als seine Stunde herangekommen war, von einem Sperling verspeist wurde.

Die schlanke Linie

VON CLARE NAEF

Wir Frauen von heute sind uns schon lange darüber klar, daß wir «Linie» haben müssen. Linie um jeden Preis! Wir geben unsere Bequemlichkeit auf, wir opfern köstliche Mußstunden, wir schütteln den süßesten Morgenschlummer von uns ab, — alles um der «Linie» willen! Da wird gemensendieckt und gemüllert, da wird geklopft, geknetet, gerollt, — aufwärts, abwärts, vorwärts, rückwärts, mit Ausdauer und Energie — denn es geht ja um die «Linie».

Und die Frauen tun recht daran. Denn was erfreut und entzückt das Auge — beim Tanz, beim Sport, auf der Straße? — Die wohlgeformten Glieder, der elastische Gang, jene graziose Beweglichkeit, die das Symbol der ewigen Jugend ist. Schlank sein, jung bleiben, das ist die Parole der Gegenwart.

Mit welchem Eifer sie befolgt wird, beweisen die überraschendsten Resultate auf Schritt und Tritt. Wer vermutet denn in jener Dame mit der straffen Haltung und den schlanken Fesseln eine sogenannte «ältere Dame»? Es gibt keine «älteren Damen» mehr. Es gibt nur noch junge und alte Damen, und auch die letzteren sind heute keine Matronen mehr, brauchen es nicht zu sein, wenn sie mit der Zeit mitgeschritten sind.

Frau Mode, diese kluge Tyrannin, hat kein geringes Verdienst an dieser Verjüngungsmetamorphose. Denn erst seit sie den Frauen Reifrock und Schleppe verboten hat, legen sie

Wert auf schlanke Fesseln und schmale Hüften, wohl wissend, daß die Silhouette der modernen Frau das Gegenteil sowohl des einen wie des anderen nicht trägt.

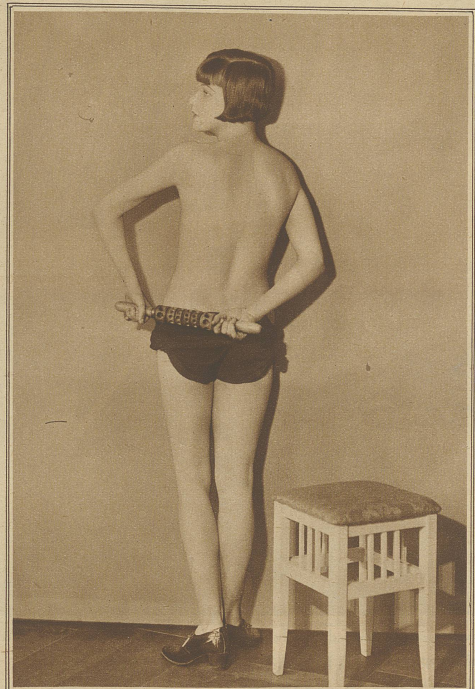
Wie sehr sich der Schönheitsbegriff auf diesem Gebiete im Laufe der Zeiten gewandelt hat, lehrt uns ein Blick in die Vergangenheit. Vor fünfzig Jahren und mehr mußte die Linie schwungvoll sein. Busen und Hüften durfte man nicht nur ablesen, sie mußten tatsächlich vorhanden sein, wozu das enggeschnürte, hohe Mieder wertvolle Unterstützung bot. Es gibt noch alte, erinnerungstrohe Herren, die von der «Wespentaille» ihrer Jugendliebe schwärmen, einer Taille, die immer so schlank war, daß man sie mit zwei Händen umspannen konnte. Konnten diese Frauen bei der erzwungenen Linie ihres Körpers eine ordentliche Rumpfbeuge machen, ohne daß es in allen Fugen krachte? Nein, es wurde auch nicht von ihnen verlangt. Sie saßen hinter blühenden Rosenstöcken am Fenster und stieckten Morgenschuhe für jenen alten

Herrn, der sich ihrer noch heute erinnert. Oder sie tanzten in bauschigen Röcken ein zierliches Menuett, bei dem höchstens die Spitze des allerdings auch damals schon kleinen Fußes unter dem Kleidersaum zum Vorschein kommen durfte, — niemals aber ein Stückchen von der Wade, — und so kam es nicht so sehr darauf an, ob diese wohlgeformt oder nicht.

Blicken wir aber noch weiter zurück, betrachten wir die Gemälde der alten italienischen Meister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit ihren oft mehr als üppigen Figuren, so tritt der Gegensatz zu dem heutigen trainierten weiblichen Körper noch deutlicher hervor. Unser modernes Bedürfnis nach fester umrissenen Linien widerstrebt dem Schönheitsbegriff der zerfließenden Formen jener Tage.

Es sind nur noch die Orientalen, die an diesem Ideal der Fülle festgehalten haben bis in die Gegenwart. Ihre Frauen streben eifrig nach Uppigkeit und schwellenden Gliedern, und sie erreichen dieses Ziel bei der durch die klimatischen und kulturellen Verhältnisse bedingten lässigen Lebensweise auch ohne Schwierigkeit.

Wir Frauen anderer Zonen aber, die wir nicht mehr lässig sein dürfen und wollen, spüren immer mehr die Notwendigkeit, uns von allem Hemmenden und Ueberflüssigen innerlich und äußerlich zu befreien. Die Antike mit ihren kraftvollen, edlen Formen wird uns wieder zum Vorbilde, denn wir haben den Nutzen der Forderung des Tages erkannt.



CREME MOUSON

— Eine Hautcreme für Tag und Nacht —

Creme Mouson erfüllt infolge ihrer besonderen Beschaffenheit den Zweck der wechselweisen Benutzung einer Tag- und Nachtcreme. Sie ist Schönheits- und Hautpflegemittel zugleich. Creme Mouson heilt raube, rissige Haut, erhält sie in reger Funktion und verleiht ihr gleichzeitig rosige Frische und ein vornehmes, mattes Aussehen. Creme Mouson-Seife ergänzt die einzigartige Wirkung der Creme Mouson.

In Tuben fr. 0.65, fr. 1.— und fr. 1.50, in Dosen fr. 1.25 und fr. 2.—, Seite fr. 1.—

J. G. Mouson & Co. Frankfurt a. M.

CREME MOUSON-SEIFE

WILLY REICHEL, Generalvertreter und Fabrikager, KÜSNACHT-ZÜRICH, Telephon Küsnacht 94



Ihre Sonntags-Cigare!



erhält die Zähne
weiss und gesund

GR-TUBE Fr. 2.—
KL-TUBE Fr. 1.25
ÜBERALL ERHÄLTICH